

Der Pianist und Komponist Arthur Schnabel meinte, „Üben ist für Kinder ein Schreckgespenst“. Er wollte das Wort deshalb am liebsten verbieten. Das war vielleicht eine vorschnelle Antwort auf ein Üben, bei dem der Weg – und erst recht der Umweg – nichts galt. Es gab allerdings Zeiten, da klang Üben ganz anders als das garstig Wort, das der 1951 verstorbene Schnabel streichen wollte. Da drohte Üben nicht den zermürbenden Weg zu einem fernen Ziel an, das dann zumeist gar nicht erreicht wurde und das die Sache oft mehr verleidete als förderte. Üben bedeutet das genaue Gegenteil davon. Es war ursprünglich das Wort für eine Passion. Es stand dafür, etwas und sich selbst zu vervollkommen. Diese Übungen waren gewiss nicht leidensfrei und auch nicht ohne Anstrengung, aber es waren Übungen, die schon die Anfänger genossen, denn sie machten hellwach. Sie öffneten die Aufmerksamkeit.

Der Psychologe Mihaly Csikszentmihalyi hat für dieses Glück, ganz gegenwärtig zu sein, das Wort „Flow“ geprägt. Er findet Flow zum Beispiel bei Bergsteigern. Flow wird bei der Hingabe an eine Sache frei. Flow kommt an, wenn Kinder im Spiel versinken, selbstvergessen und voller Ernst. Um Flow zu erreichen, muss man vor allem vom Druck des aufgeschobenen Lebens freisich.

In der Musik lässt sich der Wandel wie unter dem Brennglas beobachten. Bachs „Goldberg-Variationen“ zum Beispiel waren als Übungsstücke komponiert, aber eben nicht nach dem Muster „jetzt üben und später können“. „Üben und Ausüben waren noch Synonyme“, schreibt der Musikwissenschaftler Heiner Klug. Er zeigt in seiner Studie „Musizieren zwischen Virtuosität und Virtualität“ (cw.wart-live.de), wie das Üben im 19. Jahrhundert kippte. Bis dahin galt als Übung „jede Beschäftigung mit dem Instrument, Übung vor jedes Spiel, unabhängig vom Niveau: vom Anfänger bis zum Meister, der Vortrag inbegriffen“.

Die Notenvorlagen in diesen Übungen bezeichnet Klug als „Muster und Anregerstücke zum Selbsterfinden“. Lehrer improvisierten mit ihren Schülern zuweilen wie heutige Jazzmusiker. Jeder Lehrer komponierte – zumindest auch ein bisschen. Musiker in Orchestern waren nicht bloß die Ausführer. Sie haben die Kompositionen variiert, so wie eine Geschichte weiter erzählt und dabei modifiziert. Üben bedeutete bis zum Anbruch des Industriezeitalters sich ständig zu verbessern. Es bestand aus Wiederholen und Variieren.

Diese Einheit zerbrach im 19. Jahrhundert. Das Variieren wurde schwächer und schwächer, bis es aus dem Üben ganz verschwunden war und nur noch als Fehler zurückblieb. Üben wurde auf Wiederholen beschränkt und strikt auf richtige Ausführer des vorher eindeutig Definierten ausgerichtet. Lernen wurde zum Drill. Deutlich wird das an neuen Übungswerken, sogenannten Klavierschulen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf den Markt kamen. Aus Vorlagen, die man bisher variieren hatte, wurden nun zwingende Vorschriften. Damit ließ sich der Zeitstand wand, der bis dahin für einen Lehrer nötig schien, um den Faktor sechs vermindert. Der Lehrer war nun weniger als Künstler und Meister denn als Unterrichtsfunktionär gefragt. Die neuen Übungsstücke wurden bereits in einem italienischen Text von 1826 als „komponiert für technische Schwierigkeiten“ bezeichnet. Sie erinnerten zuweilen an ständige Prüfungen oder gar an Hürden oder Fallen. Es wurde bemängelt, dass unter dem Druck zum technisch richtigen Spiel die Schönheit leide.

Am Wandel der Musikerziehung zeigt sich, wie die Rationalisierung der Industrieergenschaft dem Üben genommen haben, also was vollständigen, nämlich individualisierenden Üben gehört: die eigenen Variationen und der Dialog mit den Aufgaben, die immer auch Widerstand leistete. Üben ist kein maschinelles Ausführen. Zum Üben werden Werkzeuge oder Instrumente gebraucht.



Üben sollte keine Qual sein, sondern der Wunsch, sich selbst zu vervollkommen

ESSAY

Krummes Holz

Es gab einmal eine Zeit, da übte man, indem man variierte und improvisierte. Bis das industrielle Wiederholen überhand nahm, man nennt es auch Pauken und Bimsen.

Ein Trugschluss / Von Reinhard Kahl

Sie zu beherrschen ist eine Kunst, eine Erweiterung des eigenen Körpers. Hier übrigens gibt es einen Unterschied zum Laufen und Sprechenlernen. Denn weder fürs Lesen noch fürs Rechnen oder fürs Klavierspielen gibt es eindeutige genetische Programme wie fürs Laufen und Sprechen.

Hierfür müssen unterschiedliche, in der langen Zeit der Evolution ausgebildete Fähigkeiten erst kombiniert werden. Die amerikanische Forscherin für kindliche Entwicklung, Maryanne Wolf, hat am Beispiel Lesen aufgezeigt, wie viel Übung nötig ist, um dabei den gleichen Grad an Automatisierung zu erreichen, wie ihn alle Kinder beim Laufen und Sprechen erreichen.

10 000 Stunden, so zeigen übereinstimmend Hirnforscher und andere Wissenschaftler, braucht man, um eine Sache gut zu können. Diese Fertigkeiten, deren Voraussetzungen nicht in den Genen, also im

biologischen Gedächtnis, sondern im kulturellen Gedächtnis gespeichert sind und deshalb in Schulen geübt werden, müssen allerdings noch viel individueller gelernt werden als das Laufen und Sprechen. Es gibt viele Wege. Vor allem hat Peter ein anderes Tempo als Gabi. Außerdem ist auch das Tempo von Peter und Gabi jeweils nicht gleichmäßig. Auf Phasen der Verlangsamung folgen unerwartete Beschleunigungen und manchmal sogar Sprünge. Lernen ist ein diskontinuierlicher Vorgang. Für den Gleichschritt einer Kolonne ist es nicht geeignet, denn es geht immer darum, etwas zu üben und sich zu üben. Ständig arbeitet der Übende auch am Verhältnis zu sich selbst.

Lernen ist keine Schnellbelichtung von Gehirnzellen, es ist kein passiver Kopiervorgang. Lernen ist vielmehr eine kontinuierliche Gestaltung und Selbstgestaltung. „Bei der Geburt sind zwar so gut wie alle Nervenzellen vorhanden“, weiß der Neurobiologe Wolf Singer, „aber die allermeisten sind noch nicht miteinander verbunden, vor allem in der Großhirnrinde nicht. Dann wachsen Verbindungen aus, zwar nach einem genetischen Plan, aber die endgültige Festlegung verläuft in einem Prozess von Versuch und Irrtum. Da entscheidet sich, wer bleibt und wer geht. Etwa 30 Prozent der einmal angelegten Verbindungen verschwinden wieder, sie werden eingeschmolzen.“ Entscheidend dafür, was bleibt, unterstreicht Singer, ist die Aktivität. „Zellen, die häufig gleichzeitig aktiv sind, haben die Tendenz, ihre Verbindung zu erhalten. Was gebraucht wird, bleibt erhalten, und es wird vernichtet, was als Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, aber keine Verwendung fand.“

Individuen müssen ihre eigenen Wege finden. Die scheitern häufig Umwege zu sein, wenn man nur das Ergebnis im Blick hat. Soll zum Beispiel beim Klavierunterricht der Schüler den kürzesten und schnellsten Weg zwischen den längsten vom Komponisten geschriebenen Noten und dem bloß noch zu beherrschenden Instrument zurücklegen, dann stört der Eigensinn des wahrhaft Übenden eigentlich nur. Genau das geschah im Laufe der Industrialisierung, als Arbeit und Lernen standardisiert wurden. Dabei wandelte sich die Bedeutung von Üben. Von nun an tönste es: Üben, üben und noch mal üben. Das Individuum sollte den Betrieb nicht auflaufen. Die Arbeitshaltung des Industriezeitalters setzte Technik an die erste Stelle und entwertete das Subjekt. Es wurde gewissermaßen zum Instrument, auf dem andere spielten. „Der Sinn der Übung als Selbstwerk wurde ersetzt durch den neuen der vorbereitenden Übung“, fasst der Musikwissenschaftler Klug seine Studie zusammen.

Das krumme Holz, das der Mensch nach Immanuel Kant nun mal ist, sollte bei diesem reduzierten Üben geradegehobelt werden. Das ist in den letzten 150 Jahren auf fatale Weise weitgehend gelungen. Aber daraus ist ein Übel entstanden, das es zu nutzen gilt. Fast alle rezeptiven Arbeiter wurden so weit standardisiert und automatisiert, dass sie von Maschinen übernommen werden können. Dieser technologische Unterbau aus automatisierter Routine verspricht nun bessere Zeiten für Flow und für ein Üben, das Spielräume zum Variieren zurückgewinnt, also für individualisierendes Lernen. In den kognitiven Wissenschaften zeigt sich dieser Übergang am Begriffswandel von „efficiency“, einer Wirksamkeit im Sinne von Tüchtigkeit und Rentabilität, zu „self efficacy“, der Selbstwirksamkeit. Das 190 Jahre lang aus der Arbeitswelt und aus dem schulischen Lernen herausgekürzte Selbst wird nun wieder integriert.

Wir müssen wieder einen besseren Umgang mit dem krummen Holz üben. Wie lässt sich aus der spezifischen Krümmung eines jeden dessen besonderer Eigensinn bilden?

Der Autor (*1948) ist Regisseur und Produzent von Fernseh- und Videodokumentationen, der sich schon sein Leben lang mit Fragen der Bildung und des Lernens befasst.

forum@welt.de

DOKUMENTATION

Rentenpläne der SPD

Das SPD-Parteipräsidium hat am Montag einen Vorstoß der Parteiführung genehmigt, wonach mindestens die Hälfte der über 60-jährigen sozialabgabepflichtig beschäftigt sein sollen, bevor die Rente mit 67 kommt. Die WELT dokumentiert den Beschluss. Gut und sicher leben: Perspektiven schaffen für Arbeit und sichere Altersvorsorge in Auszügen:

Die bereits begonnene und sich weiter verschärfende Entwicklung im Altersaufbau der deutschen Gesellschaft hat (allerdings) in der öffentlichen Debatte der letzten Jahre dazu geführt, dass die Entscheidungen zur Finanzierung der gesetzlichen Rentenversicherung ausschließlich auf die Bewältigung des demografischen Wandels verengt wurden.

Die Tatsache, dass alle Finanzierungsregeln der gesetzlichen Altersvorsorge auch einen nachvollziehbaren Bezug zu den Realitäten und den tatsächlichen Chancen Älterer auf dem Arbeitsmarkt aufweisen müssen, ist immer stärker aus dem Blick geraten. Wir wollen den Menschen mehr Flexibilität beim Übergang in die Rente ermöglichen. Denn die beruflichen Belastungen und die körperlichen Herausforderungen der Berufe sind auch unterschiedlich. Ein gerechtes Rentensystem muss darauf reagieren.

Demgegenüber sieht das Gesetz zur schrittweisen Einführung der Rente mit 67 durchaus den Zusammenhang zwischen der Heraufsetzung des Renteneintrittsalters und dem Arbeitsmarkt. Das Gesetz selbst beinhaltet einen Vorbehalt: „Die Bundesregierung hat den gesetzgebenden Körperschaften vom Jahre 2010 an alle vier Jahre über die Entwicklung der Beschäftigung älterer Arbeitnehmer zu berichten und eine Einschätzung darüber abzugeben, ob die Anhebung der Regelaltersgrenze unter Berücksichtigung der Entwicklung der Arbeitsmarktlage sowie der wirtschaftlichen und sozialen Situation älterer Arbeitnehmer weiterhin vertretbar erscheint und die getroffenen gesetzlichen Regelungen bestehen bleiben können.“

Zwar ist der Prozentsatz der sozialversicherungspflichtig beschäftigten Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer im Alter von 60 bis 64 durchschnittlich von 10,7 Prozent im Jahr 2000 auf 21,5 Prozent im Jahr 2009 gestiegen. Aber wenn weiterhin durchschnittlich rund 80 Prozent der Menschen über 60 Jahre nicht mehr sozialversicherungspflichtig beschäftigt sind, wirkt eine Anhebung des Renteneintrittsalters aus demografischen Gründen auf das 67. Lebensjahr lediglich wie eine drastische Rentenkürzung. Angesichts eines künftig ohnehin abgelenkten Rentenniveaus drohen damit zusätzlich empfindliche Einbußen in der Alterssicherung. Die durch geringe Löhne und Gehälter sowie zeitweiser oder dauerhafter Arbeitslosigkeit existierende Gefahr zunehmender Altersarmut würde dadurch verschärft. Die klassischen Ziele der gesetzlichen und solidarischen Rentenversicherung – Schutz vor Altersarmut und Honorierung von Lebensleistung – geraten in Gefahr.

Deshalb will die SPD die bisher einseitig auf die demografische Entwicklung konzentrierte Diskussion um die Zukunft der Altersvorsorge – wie bereits im Gesetz zur Rente mit 67 vorgesehen – wieder um die Dimension der Arbeitsmarktpolitik erweitern.

forum@welt.de

LESERBRIEFE DIE WELT, Brieffach 2410, 10888 Berlin, Fax: (030) 2591-71608, E-Mail: forum@welt.de

Kernenergie wird gebraucht

Zur „Wirtschaft wirft Regierung Fehdehandschuh hin“, „Hier handelt es sich um ein Alarmzeichen“ und „Anzeige „Energiepolitischer Appell“, WELT vom 21.8.

Die Unterzeichner des Appells haben inhaltlich sicherlich recht. Kohle und Kernkraft sind – mindestens – als Brückentechnologie unverzichtbar, wenn man Versorgungssicherheit und Wirtschaftlichkeit der Energieversorgung will. Ich frage mich nur, an wen sich der Appell richtet. An die Bevölkerung? Da können Argumente bereits deswegen nicht erreichen, weil es den Kernkraftgegnern im Laufe der Jahrzehnte gelungen ist, eine emotionale, nicht von Sachkenntnis getragene Ablehnung zu erzeugen. Ich höre die Verunglimpfung der Unterzeichner des Appells schon kommen, wonach „Heuschrecken-Kapitalisten“, die zu dem die Finanzkrise verschuldet haben, die Pfründen ihrer Unternehmen sichern wollen zulasten der Sicherheit der Bevölkerung.

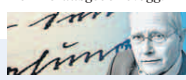
Das ist zwar Unsinn, aber sehr eingängig! Oder war der Appell an die Politik gerichtet? Dann wäre er besser unterblieben. Kenner der Szene wissen ohnehin, dass der Verzicht auf Kohle und Kernkraft unverantwortlich wäre. Wenn sie dennoch anders votieren, liegt dies an der oben beschriebenen Stimmung der Bevölkerung in ihren Wahlkreisen. Frau Merkel wird allerdings vor Augen geführt, dass sich eine weitere Grundlage des Koalitionsvertrages atomisiert hat. Der Appell dürfte deshalb zwar nicht sinnlos, aber wirkungslos sein. Andererseits hat es noch weniger Sinn, die Argumente der Politik vorzutragen, weil sie dort ohnehin schon bekannt sind, dort aber die Kraft fehlt, nach zurechtfindenden Erkenntnissen auch zu handeln.

Christian Bill, Gelsenkirchen

Professor Languth beurteilt die Situation vollkommen richtig: Der energiepolitische Appell ist ein Alarmzeichen und eine deutliche Warnung an die regierende Koalition. Dabei geht es nicht nur um die Energiekon-

zepte für die Zukunft, sondern überhaupt um die Wirtschaftspolitik der Regierung. Es wird Zeit, dass sich die Koalition daran erinnert, warum sie im letzten Jahr mit Mehrheit gewählt worden ist: weil die Wähler von CDU und FDP sich ein schlüssiges Wirtschaftskonzept erhofften, das Deutschland schnell aus der Krise führen würde. Sie wurden auch deshalb gewählt, weil Rot-Grün zu der Zeit nichts anderes zu bieten hatte als Klimaschutz, Umweltschutz und utopische

Der Herausgeber bloggt



Lesen Sie Einschätzungen von Thomas Schmid zu Themen aus Politik, Kultur und Zeitgeschehen unter: schmid.welt.de

Energiekonzepte zulasten von Betrieben und Arbeitsplätzen. Aber was ist seitdem geschehen? Die Wirtschaft hat sich im Vertrauen auf die Kompetenz der neuen Bundesregierung zügel entwickelt und erreicht zurzeit ein Wachstum, von dem selbst die größten Optimisten vor einem Jahr kaum zu träumen wagten. Doch die Koalition hat diesen Vertrauensvorsprung bisher in keiner Weise genutzt. Daher die desaströsen Umfrageergebnisse. Anstatt den von ihren Wählern erteilten Auftrag zügel anzulegen, zeigt die Koalition auf wichtigen Politikfeldern erstaunliche Unsicherheiten bis hin zum politischen Wortbruch. Bestes Beispiel ist der Umweltminister, der inzwischen in der Öffentlichkeit als verkappter Grüner wahrgenommen wird.

Dr. Friedrich von Hülst, Delbrück/Westfalen

Die Wirtschaft spielt den Ball zurück! Warum soll denn mit der Brennelemente-Steuer die Stimperei der Regierung beim Umgang mit Geld überhitzt werden? Uns wird

durch die willkürliche Verteuerung des Stroms auch aus dieser Erzeugung noch mehr Geld abgenommen – für Strom aus zuverlässig liefernden Kraftwerken, der bisher billig ist. Bei unzuverlässigen Wind- und Solarstrom wird der im Gegensatz ja schon sehr teuer verkauft, festgelegt vom Gesetzgeber!

Harald Klünkert, Ründersdorf

Warum wir streiken

Zur „Hausärzte hängen Kollegen ab“, WELT vom 19.8.

In diesem Artikel wird KBV-Chef Köhler als Retter und Fürsprecher der Hausärzte dargestellt. Zitat: „Wir haben alles dafür getan, damit Hausärzte mehr bekommen.“ Das ist euphemistisch ausgedrückt schlichtweg die Unwahrheit. Seit Jahrzehnten werden wir Fachärzte für Allgemeinmedizin in der Funktion als Hausärzte systematisch finanziell benachteiligt. Herr Köhler vertritt und bedient seit Jahren die Majorität

der Fachärztklientel. Die Tarifhoheit für uns Hausärzte haben wir der letzten rot-grünen Regierung und der ehemaligen Gesundheitsministerin Ulla Schmidt zu verdanken, die erkannt haben, dass eine demografisch alternde Bevölkerung eine häusärztliche Basisversorgung vor Ort benötigt. Herr Köhler will dies alles rückgängig machen. Wenn wir Hausärzte streiken, geht es uns folglich auch um die beste Versorgung der Patienten, das heißt eine flächendeckende Versorgung in Gesamtdeutschland.

Dr. med. Ulrich Klus, Kammlach

Was ist mit den Eltern?

Zur „Nachwuchs ins Netz“, WELT vom 11.8.

Frank Schmiechen meint: „Das Internet bestimmt die Zukunftschancen unserer Kinder.“ Ergänzend sollte man noch auf die erziehenden Eltern, die Schule, den jungen Menschen selbst und vielleicht auch den lieben Gott hinweisen.

Peter Krüger-Wensierski, Odenthal